

AUS DER ZEIT DER SKLAVEREI (NORDKAMERUN) Alte Mafa erzählen

GODULA KOSACK

Von Juli 1990 bis Januar 1991 hielt ich mich bei den Mafa, einem etwa 200.000 Menschen starken Volk in Nordkamerun auf. Die Mafa leben hauptsächlich von Hirse, die sie im Hackverfahren auf den Terrassenfeldern des nördlichen Mandara-Gebirges anbauen. Diese Hirse mahlen die Frauen mit der Hand auf Reibsteinen und kochen dazu Blättersoßen. Nur zu festlichen Anlässen wird ein Huhn oder eine Ziege geschlachtet. Etwa achtzig Prozent der Mafa üben noch ihre traditionelle Religion aus – das sind Kulte an Gott, die Ahnen und die Erde –, die übrigen gehören dem Christentum oder dem Islam an.

Seit Menschengedenken kämpfen die Mafa, um zu überleben. Gerade in diesem Jahr, in dem die Regenzeit viel zu kurz war, bangen sie darum, ob die Hirse in ihren Speichern bis zur nächsten Ernte reichen wird. Ernteaussfälle durch Heuschreckenplagen oder andere Schädlinge bedeuten für sie seit jeher Katastrophen. Es ist umstritten, ob sich die Mafa in die unwegsamen felsigen Berge zurückgezogen haben, um vor der Gewalt der einst mächtigen islamisierten Mandara und Fulbe zu fliehen, oder ob sie dieses Territorium gewählt haben, weil dort verglichen mit der im Norden angrenzenden bis zum Tschadsee reichenden Ebene mehr Niederschläge fallen. Auf jeden Fall haben sie eine Geschichte der Unterdrückung durch andere Völker hinter sich. Der Sklavenhandel, der erst mit der Ankunft der deutschen Kolonisatoren im Jahre 1912 sein Ende fand,¹ mag deren Höhepunkt gewesen sein. Wieviele – Zigtausende, Hunderttausende? – Mafa über die Jahrhunderte geraubt oder von ihren Familienangehörigen verkauft worden sind, wird nie jemand ermitteln können.

Auch nachdem der transatlantische Sklavenhandel beendet war, basierte die Ökonomie zahlreicher afrikanischer Gesellschaften noch so weit auf der Sklavenarbeit, daß sie von Soziologen als „Sklavengesellschaften“² bezeichnet werden. So z. B. das Fulbe-Kalifat Sokoto im Norden des heutigen Nigeria. Die Plantagen, von denen die Städte ihre Lebensmittel bezogen, wurden fast ausschließlich von Sklaven bearbeitet. Aber Sklaven wurden auch zu Hausdienern, Handelsleuten, Soldaten und nicht zuletzt zu Konkubinen gemacht. Das Kalifat Sokoto hatte etwa acht Millionen Einwohner, von denen waren – bei vorsichtigen Schätzungen – zwei Millionen, das sind 25 %, Sklaven. Dorthin, wie auch in die anderen islamisierten Staaten dieser Gegend,³ wurden gewiß viele Mafa verkauft. Andere mögen aber auch in Sklavenkarawanen die alten Handelsrouten entlang durch die Wüste, das ist über Kanem, Bilma, Dado und Fezzan nach Tripolis oder über Darfur nach Nubien und den Nil entlang bis Kairo ins osmanische Reich oder in die arabischen Staaten gebracht worden sein.

1 Vgl. Lavergne (Administrateur des Colonies) 1944: 17.

2 Siehe Miers und Roberts 1988: 7 und Meillassoux 1983: 50.

3 Klein (1979: 314) betont, daß die Zaria, die 1804 durch die Fulbe gen Süden in die Flucht geschlagen worden waren, ihre Bedeutung als Staat ihrer Nähe zu den „Heidenländern“ zu verdanken hatten, zumal der Islam die Versklavung Ungläubiger legitimierte.

Im Unterschied zum transatlantischen Sklavenhandel, bei dem für je zwei Männer nur eine Frau verkauft worden ist,⁴ wurden innerhalb Afrikas sehr viel mehr Frauen als Männer versklavt, und der Preis für eine Frau war in der Regel doppelt so hoch wie für einen Mann. Laut Meillassoux ist diese Tatsache nicht darauf zurückzuführen, daß Frauen geschätzt wurden, um die nächste Slavengeneration zu gebären. Denn die Fruchtbarkeitsrate der Sklavinnen war außerordentlich gering. Nach Kleins Schätzungen aus der Zeit der Eroberung des Westsudans durch die Franzosen hatte nicht einmal jede Sklavin ein Kind.⁵ Nimmt man an, daß nur die Hälfte dieser Kinder Mädchen waren, folgt daraus eine Bruttoreproduktionsrate von weniger als 0,5 %. Das reicht keinesfalls aus, um die Sklavenbevölkerung aus sich heraus zu reproduzieren, weshalb Meillassoux⁶ es auch angemessener findet, von der Sterilität als von der Fruchtbarkeit der Sklavinnen zu sprechen. So wurde es nötig, immer neue Sklaven zu kaufen oder zu rauben. Von den Sklaven im Kalifat Sokoto z. B. waren nur 40 % unfrei geboren,⁷ die große Mehrheit mußte stets „neu erworben“ werden. Auch daß viele versklavte Frauen als Konkubinen dienen mußten, erklärt nicht die grundsätzliche Bevorzugung und den höheren Preis für Sklavinnen, denn das betraf nur eine Minderheit unter ihnen. Meillassoux argumentiert vielmehr, daß sich die höhere Nachfrage nach Frauen unter den Sklaven daraus ableiten läßt, daß in afrikanischen Gesellschaften die Frauen sowohl einen substantielleren Beitrag zur Produktion leisten als auch in allen Dienstleistungen versierter sind.⁸ Demnach wäre es also ihre vielseitigere Verwendbarkeit als Arbeitskraft, die die Frauen zum begehrteren Handelsobjekt werden ließen. Hinzu kommt, daß Frauen als weniger widerspenstig geschätzt wurden. Als Lastenträgerinnen für große Entfernungen erwiesen sie nicht nur größere Ausdauer als Männer, sondern sie versuchten auch weniger häufig zu fliehen.⁹

Bislang ist kaum über die Sklaverei im nördlichen Mandara-Gebirge geforscht worden. Dabei sind hier die Erinnerungen an die Zeit der Sklaverei noch lebendig. Ich suchte viele alte Mafa-Frauen und Männer aus Guzda und einigen benachbarten Dörfern auf, die diese Zeit noch miterlebt haben. Nur wenige Sklaven sind je als freie Menschen in ihr Heimatland zurückgekehrt. Über das Schicksal der Menschen, die verkauft oder verschleppt worden waren, können die Mafa also nur wenig berichten. Die jüngeren Leute wissen kaum mehr, daß die Generation ihrer Großeltern vom Sklavenraub und -handel bedroht war. Die Alten haben ihnen nur selten etwas darüber erzählt, denn die Zeiten waren zu schwer und zu unrühmlich, auch für viele Mafa, als daß man sich gerne an sie erinnert hätte.

Zlakena, der Älteste aus dem Dorfviertel Guzda-Gura, – er mag 90 Jahre alt sein –, erzählt wie die Menschen zur Zeit der Sklaverei lebten:

Von meinem Vater hörte ich, daß zu seiner Zeit die Sklaverei sehr viel praktiziert wurde. Man bezahlte für eine Person ein langes Messer mit einem Ledergriff und einem Schmuckanhänger aus Garn oder Stoff daran. Denn Eisengegenstände waren damals, als die Schmiede das Eisen noch selber aus dem Flußsand verhütteten, sehr viel mehr wert als

4 Vgl. Herbert S. Klein 1983: 30ff.

5 Martin A. Klein 1983: 69.

6 Meillassoux 1983: 54.

7 Hogendorn 1977: 373.

8 Meillassoux 1983: 55.

9 Meillassoux 1983: 56.

heute. Dazu gab es ein Stück Natron, eine etwa 3 cm dicke und 90 cm² große Platte, und ein Tongefäß voll Steinsalz, etwa 2 kg. Andere ließen sich in Hirse auszahlen, wenn sie diese für ihre Familie brauchten. Darüber hinaus konnte man sich auch ein Gewand geben lassen. Diese Gewänder aus Baumwolle waren sehr kostbar, denn damals wuchs die Baumwolle nur an Bäumen, nicht an Sträuchern wie heutzutage in der Ebene, und der Ertrag war gering. Die Männer verspannen und verwebten diese Baumwolle zu drei Finger breiten Streifen, aus denen sie dann knielange, etwa einen Meter breite Umhänge nähten. Bisweilen wurden sie dann noch bestickt. Nur reiche Männer konnten sich solch ein Gewand leisten. Aber später zu meiner Zeit wurde noch mehr für einen Sklaven bezahlt. Früher wurden die Sklaven meistens nur in Notzeiten verkauft, das hatte sich später verändert. Die Sklaven wurden an die islamisierten Mandara oder Fulbe verkauft, die sie dann – niemand weiß genau wohin – weiter verkauften.

Es ist jetzt vielleicht achtzig Jahre her, daß man in meiner Gegenwart Sklaven verkaufte. Als wir noch klein waren, gingen wir nicht so ohne weiteres spazieren, denn wir hatten Angst, daß man uns im Busch (d.h. außerhalb des Dorfes) heimlich einfangen und als Sklaven verkaufen würde. Also, ich habe es erlebt, wie jemand vor meinen eigenen Augen verkauft wurde, nicht wahr. Es war die Tochter des Halbbruders meines Vaters. Ihr Vater Gedayè verkaufte sie heimlich. Niemand wußte etwas davon. Eines Tages trug er ein Gewand der Muselmänner, und die Leute fragten: „Woher hast du dieses Gewand?“ Mein Onkel antwortete: „Das habe ich einfach so bekommen.“ „Aber wo ist denn deine andere Tochter?“ Auf diese Frage schwieg er und antwortete nichts. Er tat seinen Mund nicht auf. Mein Vater rief also meinen älteren Vetter Mendèzlè und alle Leute des Dorfviertels. Diese gingen zusammen zum Hause Gedayè, ergriffen ihn und fesselten ihn an Händen und Füßen. „Wir lassen dich erst wieder frei, wenn du uns erklärst, wohin du deine Tochter gebracht hast. Sonst bleibst du hier auf der großen Felsplatte in der Sonne liegen!“ Da bekannte Gedayè: „Ich habe sie den Mandara gegeben. Wohin sie sie gebracht haben, kann ich nicht sagen.“ Die Leute, unter ihnen mein Vater, waren empört: „Bei dir herrscht keine Hungersnot, und dennoch verkaufst du jemanden! Warum?“ Sie schlugen ihn zu Boden und droschen auf ihn ein. Dann banden sie ihn wieder los und verlangten: „Geh und hol deine Tochter zurück!“ „Aber die haben mir doch nicht gesagt, wohin sie sie bringen wollten! Wo soll ich sie denn suchen? Die Mandara haben sie irgendwohin mitgenommen!“ Dann mußte er alles, was er für das Mädchen bekommen hatte, wieder verkaufen: die Gewänder und das Salz. Nur das Schlagmesser und die Kappe der Muselmänner ließen sie ihm, die mußte er nicht verkaufen. So ging ein Jahr vorbei, und schon nahm Gedayè eine andere Tochter, um sie zu verkaufen. Er brachte sie zu einem Bekannten in Guzda-Makandai, der Verbindung zu den Sklavenhändlern unterhielt. Von dort aus wollte er sie verkaufen. Doch die Leute merkten es. Sie nahmen Gedayè wieder fest. Sie fesselten ihn an den Jojobenbaum neben der Felsplatte vor seinem Gehöft. Dann schlugen sie ihn. „Wenn du uns nicht bekennt, wohin du deine Tochter gebracht hast, schlagen wir dich tot!“ „Geht und holt sie vom Hause Dohngwa Tsèhès in Makandai zurück. Ich bekomme keine Luft mehr!“ Da ließ man ihn wieder frei und holte das Mädchen nach Hause.

Ein anderer Onkel, Halbbruder meines Vaters, arbeitete eines Tages auf dem Felde in der Nähe der Woyam-Zawa-Quelle, an der alle Leute ihr Wasser schöpften. Da kam Kalama, ein Mann aus dem Dorfviertel Guzda-Zlozlongoy, ein bekannter Menschenräuber. Er war mit seinen Leuten darauf aus, jemanden einzufangen, um ihn zu verkaufen. Sie

fanden also Nduvahad auf dem Felde und nahmen ihn mit Gewalt fest. Seine Frau schrie, doch die Leute ließen ihn nicht wieder los, sondern nahmen ihn mit. Als mein Vater Tekulèf das hörte, rief er Mèndèzlè, einen nahen Verwandten. Alle Leute aus Gura verfolgten also die Männer, die Nduvahad gefangen hatten. Mein Vater und Mèndèzlè sagten zu den Menschenfängern, nicht wahr: „Selbst wenn wir eure Hunde wären, könntet ihr nicht einfach so kommen und jemanden von uns auf unserem eigenen Boden einfangen! Wir werden mit euch kämpfen!“ Fèdèmè, ein wichtiger Mann aus Modzof, der ausgesprochen hoch gewachsen und sehr stark war, forderte: „Wenn ihr jemanden von unseren Kindern festnehmt, hören wir nicht eher auf zu kämpfen, bis ihr ihn wieder herausgebt!“ So also redeten sie und kämpften den ganzen Tag. Schließlich ließen die anderen Nduvahad wieder frei.

Mein Vater Tèkulèf¹⁰ erzählte mir auch, wie seine Großmutter als Sklavin ins Haus gekommen war:¹¹ „Früher war Vèzèw, mein Großvater, eine wichtige Persönlichkeit in Guzda-Gura. Er war im ganzen Dorf bekannt. Auch er kannte alle Welt. Oft kamen Leute mit Sklaven zu ihm, damit er sie für sie verkaufte. Eines Tages kamen ein Mann aus Bao, einer aus Dimshè und einer aus Sulédè zu Vèzèw, um ein Mädchen zu verkaufen. Sie sagten, nicht wahr: „Wir geben dir dieses Mädchen, damit du sie für uns verkaufst. Wir werden später wiederkommen, wenn du sie an die Mandara verkauft hast.“ Vèzèw antwortete: „Einverstanden. Wenn ich sie verkauft habe, könnt ihr wiederkommen, und ich werde euch geben, was die Leute mir bezahlen werden.“ So ließen also die Männer das Mädchen bei Vèzèw. Vèzèw, nicht wahr, hatte vier Frauen. Die hatten alle nur Töchter geboren, und keine einzige von ihnen hatte einen Sohn zur Welt gebracht. Vèzèw hatte viele Schafe im Busch in der Ebene. Er gab dem Mädchen eine seiner kleinen Töchter, um sie auf den Rücken zu binden, denn sonst war niemand da, die bei dem Kind zu Hause bleiben konnte. Dann legte er sich auf die Felsplatte unter dem Ebenholzbaum und schaute ihr nach, wie sie die Schafe in die Ebene trieb. Er schaute auch zu, nicht wahr, wie das Mädchen, das als Sklavin verkauft werden sollte, mit seinen Leuten auf dem Felde arbeitete. Da sah Vèzèw, daß das Mädchen sehr hart arbeitete. Sie arbeitete mehr als alle anderen auf dem Felde. Sie legte die Zweige für das Brennholz und das Unkraut für das Vieh zur Seite. Wenn sich die anderen im Schatten eines Baumes ausruhten, dann machte sie aus den Zweigen und dem Unkraut Bündel und trug sie eilig nach Hause, wo sie das Gras den Ziegen und den Rindern im Stall vorwarf. Darauf kehrte sie schnell, schnell zum Feld zurück. Sie arbeitete also weiter, ohne sich mit den anderen Frauen und Mädchen ihres Alters auszuruhen. Sie pflegte dann zu fragen: „Bin ich noch auf dem richtigen Feld, oder ist dies hier schon das Feld des Nachbarn?“ weil sie alleine arbeitete und sich noch nicht auskannte. Sie beeilte sich bei der Arbeit so, daß sie zwischendurch nicht einmal den Rücken streckte. Vèzèw, auf einem Felsen ausgestreckt, beobachtete dieses Mädchen

10 Die Genealogie dieser Familie:

Vèzew * um 1810, Heirat mit der Sklavin um 1840

Ngarua * um 1840

Tèkulèf * um 1870

Zlakena * um 1900

Jikedayè * um 1960

Jikedayè war mein Dolmetscher für die meisten dieser Interviews.

11 Das muß um 1840 gewesen sein.

lange Zeit in aller Ruhe. Er war verblüfft über die Behendigkeit, mit der das Mädchen, das er verkaufen sollte, alle Aufgaben erledigte. Er wollte sie nicht mehr zu den Mandara bringen. Er wollte sie lieber als seine Frau behalten. Er hatte bereits große Reichtümer angehäuft, die ihm die Sklavenhändler dafür bezahlt hatten, daß er ihnen Sklaven vermittelte. Vèzèw war also in der Lage, dieses Mädchen zu kaufen. Als eines Tages der Mann aus Demshè mit seinem Freund aus Bao zu ihm kam, ging er ohne zu zögern ins Haus und holte, was für eine Sklavin zu zahlen war. Er gab den Leuten eine große Natronplatte, einen ganzen Brocken Steinsalz, ein langes verziertes Messer mit Ledergriff und zwei weite Gewänder der Muselmänner. Das war viel für die Männer, und sie dankten Vèzèw. Sie kehrten mit allem, was sie gewünscht hatten, nach Hause zurück. Vèzèw sagte zu dem Mädchen: „Du bleibst jetzt hier als meine Frau bei meinen anderen Frauen.“ Die junge Frau arbeitete weiterhin hart auf dem Felde. Vèzèw, ihr Ehemann, liebte sie vor allem wegen der Arbeit, die sie verrichtete. Einige Zeit später brachte sie ihr erstes Kind zur Welt – einen Jungen. Das war eine großartige Geburt für Vèzèw, denn nun konnte er als Vater eines Sohnes in die Geschichte eingehen. Die Frau wurde nun von ihrem Ehemann, der sehr stolz auf seinen Sohn war, vollends in den Haushalt integriert. Die Mitfrauen aber neideten ihr die Geburt des Sohnes, des ersten in der Familie, und sie liebten sie daher nicht. Sie haßten sie alle und nannten sie ‚Sklavin der Familie‘. Doch da ihr Mann sie bewunderte und sie überaus liebte, duldete er nicht, daß man von ihr als von der Sklavin der Familie oder des Hauses sprach und so auf sie herabblickte. Die Frau lebte also bei ihrem Mann in Gura, ohne zu wissen, woher sie gekommen war. Sie kannte nicht den Weg zu ihrem Geburtsort, denn man hatte sie nachts dort weggebracht. Sie wollte in Gura sterben, ohne ein einziges Mal ihre Verwandten zu besuchen. Als Garua, ihr Sohn erwachsen war, wollte er herausfinden, von wem seine Mutter abstammte. Aber immer wieder sagte man ihm nur, daß man nicht wüßte, wo seine mütterlichen Verwandten lebten. Das also ist die Geschichte der Mutter Garuas, meines Vaters, zur Zeit der Sklaverei.“

Zlakena berichtete weiter, wie seine Mutter in die Sklaverei verkauft werden sollte:

Mein Vater Tékuléf hatte meine Mutter geheiratet, als deren Vater sie in die Sklaverei verkaufen wollte. Mein Vater liebte ein Mädchen, ohne daß er wußte, daß ihr Vater sie verkaufen wollte. Eines Tages erfuhr das Mädchen davon, und sie rannte schnell zu Tékuléf, um durch die Heirat mit ihm zu verhindern, daß man sie verkaufte. Tékuléf ging zu den Eltern des Mädchens und erklärte, daß er ihre Tochter als seine Frau aufgenommen hatte. Da wurde der Vater sehr wütend und verlangte einen übermäßigen Brautpreis. Tékuléf, der seine Frau sehr liebte, akzeptierte ohne zu zögern den Brautpreis seines Schwiegervaters. Doch nach einigen Jahren, als die Frau bereits zwei Kinder geboren hatte, wollte ihr Vater sie dennoch als Sklavin verkaufen. Er ging zu Mezlekè, einem starken Mann aus Guzda-Lafai vom Häuptlingsklan Vuzai, und sagte, daß er, der Mann aus Guzda-Mlai, seine in Guzda-Gura verheiratete Tochter verkaufen wollte. „Der Klan Gura ist nur ein kleiner Klan in Guzda, deshalb kannst du meine Tochter einfangen, um sie den Sklavenhändlern anzubieten.“ Doch Tékuléf erfuhr davon. Er warnte seine Frau, nicht mehr spazieren zu gehen oder alleine das Gehöft zu verlassen, da man sie einfangen wollte, um sie an die Mandara zu verkaufen. So blieb sie immer zu Hause und versteckte sich hinter dem Speicher, wenn sie alleine war und draußen ein Geräusch vernahm. Während der Regenzeit ging sie nicht mit den anderen aufs Feld, sondern sie mahlte die Hirse und kochte das Essen für die ganze Familie. Lange Zeit besuchte sie ihre Verwandten nicht, um

nicht gefaßt und verkauft zu werden. Schließlich ließ ihr Vater von seinem Vorhaben ab. Erst danach war sie wieder frei und konnte ohne Furcht das Haus verlassen.

Um nicht in die Sklaverei verkauft zu werden, mußte jemand einer großen Familie angehören und mit seinen Verwandten in Eintracht leben. So konnten Leute auch eingeschüchtert werden. Angehörige kleiner Familien mußten sich moralisch einwandfrei verhalten, um nicht verkauft zu werden. Sie mußten alle Leute im Dorf lieben, auch die, mit denen sie nicht direkt verwandt waren. Sie mußten vor allem die Alten und die bedeutenden Persönlichkeiten respektieren. Denn falls sie gegen irgendeine Regel verstoßen hätten, hätte man sie sofort zum Verkauf gebracht. Es kam natürlich auch vor, daß jemand seine eigenen Kinder verkaufte, wenn eine schreckliche Hungersnot in der Familie herrschte. Dann wurden diese Kinder gegen Hirse eingetauscht. Der Vater beriet sich mit seiner Frau, und so wurden die mißachteten Kinder der Familie ausgesucht, das waren oft Waisenkinder, die bei Verwandten lebten oder unfolgsame oder faule Kinder. Ein beliebtes Kind hatte eine größere Chance, nicht verkauft zu werden.

Wenn jemand ohne Not ein Familienmitglied verkaufen wollte, log er seinen nahen Verwandten etwas vor. Wurde er gefragt: „Wo ist denn die oder die Person?“ dann antwortete er: „Die ist gestorben. Sieh nur das Grab, wo wir sie beerdigt haben.“ Oft wurde nach dem Verkauf eines Familienmitgliedes ein Grab ausgehoben, das dann leer blieb. Das war vor allem der Fall, wenn die verkaufte Person sich nichts hatte zuschulden kommen lassen. Da die Verwandten einen solchen Verkauf verhindert hätten, logen also viele Leute, daß sie den oder jenen Angehörigen begraben hätten. So entstanden ganze Friedhöfe mit leeren Gräbern. Oft wurden solche Verkäufer aber dennoch entdeckt, nämlich wenn sie die Dinge benutzten, die sie als Preis für die Sklaven erhalten hatten.

Viele Leute flohen, wenn sie erfuhren, daß man sie verkaufen wollte. Sie versteckten sich irgendwo, in einem weit entfernten Dorf oder Dorfviertel, wo man sie nicht leicht finden konnte. Meistens flohen sie zu Verwandten, einer Tante mütterlicher- oder väterlicherseits, den Brüdern der Mutter, zu einer in einem anderen Dorf verheirateten Schwester, zu Freunden in einem anderen Dorf oder zu Brüdern, die andernorts lebten. Ein Flüchtling, der der Sklaverei entgehen wollte, wurde im allgemeinen in dem Dorfviertel seiner Zuflucht nicht schlecht aufgenommen. Ganz im Gegenteil. Die Leute dieses Dorfes wachten über seine Sicherheit. Die Flüchtlinge wurden von dem Dorfviertel adoptiert und blieben in der Regel für immer dort. Ein Junge oder ein Mann wurde demjenigen als Familienmitglied unterstellt, der ihn aufgenommen hatte. Frauen und Mädchen wurden mit jemandem aus dem Dorf verheiratet. Frauen und Kinder flohen häufiger als Männer.¹² Wenn ihnen nachgestellt wurde, wurden sie von ihren Schutzherren versteckt und verteidigt. Solche Flüchtlinge gingen nicht viel umher, um nicht doch noch eingefangen zu werden.

Trat jemand eine lange Reise ohne Begleitung an, ging er das Risiko ein, als Sklave verkauft zu werden. Wenn sich also diese Person in ein unbekanntes Dorf verirrt hatte, konnte sie einfach auf freiem Felde erfaßt und dann verkauft werden. Im allgemeinen brachte man die Sklaven weit weg von ihrem Herkunftsort, damit sie den Heimweg nicht

12 Die größere Fluchtbereitschaft betrifft Frauen, denen der Verkauf in die Sklaverei drohte. Diese Aussage Zlakenas steht nicht im Widerspruch zu der Meillassoux' (s.o.), daß nämlich bereits versklavte Lastenträgerinnen seltener zu fliehen versuchten als Männer.

wieder finden konnten. Deshalb betrachtete man verirrte Personen auch gleich als entlaufene Sklaven. Wenn eine bedeutende Persönlichkeit irgendwo festgenommen worden war und die Leute des heimischen Dorfes davon erfuhren, versammelten sich alle Verwandten und führten eine Sammlung durch, bis sie den Kaufpreis für den Gefangenen beisammen hatten: Hirse, Gewänder und was eben nötig war, um einen Sklaven höheren Wertes zu kaufen. Eine weniger bedeutende Persönlichkeit ließ man in den Händen der Händler, ohne sich weiter darum zu kümmern.

Meine Tante wurde gefangen, weil sie sich verirrt hatte. An jenem Tag wußte niemand, wohin Tante Nzèkèzèw hatte gehen wollen. Zu aller Überraschung war sie in die Ebene hinunter nach Mudukwa gelaufen.¹³ Die Leute des Dorfes dort stellten fest, daß sich diese Frau verlaufen hatte. Gleich wurde gefragt, ob jemand im Dorf sie kannte. Alle antworteten: „Nein, ich kenne sie nicht!“ „Wir kennen sie nicht!“ Da schickte Kirginè, der Besitzer des Sklavenmarkts in Mudukwa, sofort seine Leute, die sie festnahmen. Am nächsten Tag erfuhren die Leute von Gura, daß ihre Tochter in Mudukwa gefangen worden war. Einige Zeit später kam ein Mann aus Mudukwa nach Gura, um einen Schlangenbiß zu behandeln, denn er war Spezialist dafür. Schnell hatte man ihn als *matasai*, das ist als Entschädigung für eine geraubte oder getötete Person, gefaßt. Die Leute von Mudukwa kamen, um ihren Bruder zurückzufordern. Aber sie mußten ihn als *matasei* auslösen. Sie wurden gefragt, ob sie die festgenommene Tochter aus Gura zurückbringen könnten. Doch befand sich diese nicht mehr bei ihnen, sondern sie war bereits an die Mandara weiterverkauft worden. Da das bereits einige Zeit her war, war es unmöglich, sie von den Händlern zurückzuholen. „Doch sind wir bereit“, so sagten die Leute, „unseren Bruder für den Preis zurückzukaufen, den ihr für einen *matasai* verlangt.“ Die Leute von Gura forderten also eine Kuh, drei Ziegen und vier Sack zu je zwanzig Schüsseln Hirse. So wurde der Mann von Mudukwa wieder ausgeliefert, und die Männer kehrten mit ihrem Bruder heim. Die Angehörigen meiner Familie teilten unter sich auf, was man für meine Tante bezahlt hatte. Falls die Leute von Mudukwa ihren Bruder nicht zurückgekauft hätten, wäre er an die Sklavenhändler verkauft worden.

Man verkaufte Menschen aller Altersgruppen mit Ausnahme von Säuglingen. Ein Junge wurde einem älteren Mann vorgezogen. Junge Frauen, Knaben und Mädchen wurden teurer verkauft als Männer oder ältere Frauen. Der Preis für ältere Leute war etwa halb so hoch wie für jüngere. Frauen konnte man in der Sklaverei verheiraten. Oder der Besitzer konnte sie zu seiner Frau machen, wenn sie ihm gefiel. Auch konnte man Frauen leichter einfangen als Männer oder sie täuschen. So sagte z. B. ein Vater einfach zu seiner Tochter, er würde sie wegbringen, um sie zu verheiraten. Wenn ein Mann stark war und sich widersetzte, konnte man ihn nicht so ohne weiteres wieder verkaufen wie eine Frau.

Ein Mafa-Sklavenhändler war in allen Dörfern als solcher bekannt. Er war in der Regel ein mächtiger Mann, einer mit einer großen Familie, die ein hohes Ansehen genoß, jemand, der mit den islamischen Sklavenhändlern kollaborierte. Hier bei den Mafa unterschied man drei Typen von Leuten, die entweder Sklaven verkauften oder kauften:

13 Mudukwa war ein Zentrum des Sklavenzwischenhandels, dem der für die ganze Gegend zuständige Regenpriester *bi yam* vorstand. Der seinerseits war von dem *bi Vredkè*, dem traditionellen Mafa-Häuptling, abhängig. Beiden unterstand der Sklavenhandel der Region.

1. Unter den Verkäufern gab es solche, die jemanden gewaltsam einfingen oder mit List fortlockten, um ihn zu verkaufen. Sie spezialisierten sich darauf, jemanden zum Sklavenmarkt zu bringen.
2. Es gab Mittelsmänner, die einem Mann, der jemanden aus seinem Dorfviertel in die Sklaverei verkaufen wollte, den Preis, der ihm zustand, ins Haus brachten. Der Mittelsmann bekam seinen Anteil dafür, daß er den Sklaven auf den Markt gebracht hatte.
3. Es gab Leute, die einen Markt bei sich zu Hause unterhielten. Das waren Männer mit höchstem Ansehen im Dorf. Die Mandara und die anderen Sklavenhändler kannten sie. Wenn also jemand einen Sklaven aus den Bergen kaufen wollte, ging er zu diesen Leuten, um das Geschäft abzuwickeln. Meistens deponierten die Mandara und die anderen Händler ihre Tauschware bei diesen Leuten, die einen Markt unterhielten. Da sie gut bekannt waren, vertrauten ihnen sowohl die Händler als auch die Verkäufer. Die für solch einen Markt Verantwortlichen waren immer Angehörige großer, bedeutender Familien des Dorfviertels. Sie alleine hatten das Recht, dieses Geschäft zu betreiben. Man respektierte und fürchtete sie ebenso wie die Mandara und die übrigen Sklavenhändler. Es gab sehr rohe Männer unter ihnen, die stark genug waren, jemanden als Sklaven einzufangen oder festzuhalten, wenn er sich wehrte oder fliehen wollte.

Ich kenne fünf solcher ehemaligen Sklavenmärkte, die unter dem Namen der Person liefen, vor dessen Haus der Markt stattfand: Das war der Markt des Malaguza in Ulad, der Markt des Yadak Kwèdekwe in Djinglia, der Markt des Katsakar Kalama in Ulad, der Markt des Kirginè in Mudukwa und der Markt des Fudohgwa in Mazai. Wenn die Händler jemanden kaufen wollten und die gewünschte Ware nicht vorfanden, gaben sie einen Auftrag für eine bestimmte Person. Bot ein Händler keinen guten Preis für einen Sklaven, der verkauft werden sollte, dann konnte der Verkäufer zu einem anderen Markt gehen. So war z. B. Malaguza in Ulad dafür bekannt, daß er schlecht bezahlte. Dort kehrten viele Leute wieder um, um zum Markt des Katsakar zu gehen. Die für einen Sklavenmarkt Verantwortlichen zahlten den Mandara eine Steuer für ihren Markt.

Wenn eine Mann eine Person verkaufen wollte, die stärker als er selber und die schwierig einzufangen war, dann konnte er diese Person täuschen. Er sagte also z. B.: „Laß uns zusammen spazieren gehen!“ Oft begleitete der andere dann „seinen Freund“ auf einen Spaziergang, ohne daß er wußte, daß der andere ihn zum Sklaven machen wollte. Der „Freund“ aber brachte ihn geradewegs zu einem Sklavenmarkt. Dort angekommen zeigte er mit dem Finger auf seinen Begleiter und rief: „Das ist mein Sklave, haltet ihn!“ Die Männer, die dazu da waren, die Sklaven einzufangen, stürzten sich dann auf ihn und nahmen ihn fest. Sofort legte man ihn in Ketten. Der Überbringer kassierte seinen Preis für den Sklaven – ein langes verzieres Messer, zwei weite Gewänder und das Steinsalz. Dann kehrte er mit seinen Reichtümern nach Hause zurück, ohne dabei Gewissensbisse zu haben. Doch gab es auch Fälle, da täuschte der andere denjenigen, der ihn verkaufen wollte. Denn wenn er rechtzeitig bemerkte, daß der andere ihn zum Sklavenmarkt bringen wollte, dann konnte er seinerseits dieselbe List anwenden und seinen Begleiter verkaufen. Er mußte nur, am Markt angekommen, als erster mit dem Finger auf ihn zeigen und rufen: „Haltet meinen Sklaven, denn er will fliehen!“ Und sogleich stürzten sich die Sklavenfänger auf ihn und legten ihn in Ketten. Nun kehrte derjenige, der eigentlich hatte verkauft werden sollen, mit den Reichtümern im Werte eines Sklaven nach Hause zurück.

Viele Leute kehrten nach Jahren der Sklaverei, als nämlich die Sklaverei verboten worden war, nach Hause zurück. Sie berichteten darüber: „Man maltraktierte uns, indem man uns zwang, Tag und Nacht zu arbeiten. Während der Arbeit und auch danach sperrte man uns ein. Bisweilen kettete man uns alle zusammen. Meistens wurde einer von uns zum Aufseher ernannt, ein langjähriger Sklave, der uns bei der Arbeit antreiben sollte. Wer nicht gut arbeitete, wurde von dem Aufseher oder von dem großen Herren selber härtestens geschlagen. Manchmal verkaufte der Herr die faulen Sklaven weiter. Unsere Nahrung bestand aus den Essensresten unserer Herren. Wir wurden untereinander in hierarchischer Folge gesättigt. Manchmal mußten wir einige Tage völlig ohne Essen auskommen, weil man uns einfach nichts gab. Das war besonders dann der Fall, wenn keine allzu harte Arbeit auf den Feldern verlangt wurde. Alle schweren Arbeiten wurden den Sklaven vorbehalten.“ Viele heimkehrende Sklaven kamen aus der Gegend Madagali¹⁴ zurück. Heute noch findet man dort viele Nachkommen von Sklaven, die sich dort niedergelassen haben.

Es gab Leute, die waren auf Sklavenraub spezialisiert. Hamajè,¹⁵ ein Mandara, war ein berühmter Sklavenhändler. Er war der Chef einer großen Räuberbande, die in der ganzen Gegend ihr Unwesen trieb. In Gura gab es keinen Sklavenmarkt, sondern alle Sklaven von hier wurden mit Gewalt geraubt. Häufig tauchten irgendwo zwischen Madagali und Mokolo Reitertrupps von Hamajès Leuten auf. Sie waren mit langen Lanzen und Buschmesser bewaffnet. Niemals betrieben sie ihre Sklavenjagd einzeln. Um jemanden einzufangen, umringten sie eine kleine Gruppe von Leuten und verfolgten sie zu Pferde. Wenn jemand entkommen wollte, schleuderten sie ihre Lanzen oder Messer nach ihm. Angstgepeinigt warf sich die verfolgte Person auf die Knie und ließ sich auf das Pferd zerren. Wenn sich nämlich jemand widersetzte, durchbohrten ihn die Reiter mit ihren Lanzen oder köpften ihn mit ihren langen Messern. Allabendlich kehrte jeder Mann Hamajès mit einer Ausbeute von ein, zwei oder gar drei Sklaven auf seinem Pferd oder in Ketten gelegt und am Pferd festgebunden zu Hamajè zurück.

Glücklicherweise lebten die Mafa in den Bergen etwas geschützter. Denn die Leute Hamajès konnten mit ihren Pferden nicht die Terrassen erklimmen. Wenn sie dennoch einen Berg hinaufkamen, um einen Menschen zu verfolgen, bewaffneten sich die Bewohner dort mit ihren Pfeilen, um sich zu verteidigen. In diesen Kämpfen verloren die Leute Hamajès oft, und sie mußten unverrichteter Dinge zurückkehren. Am schlimmsten betroffen waren also die Bewohner der Ebene. Viele von ihnen retteten sich in die Berge und versteckten sich in den Höhlen.

Daldor, Mutter des munizipalen Dorfviertelchefs in Guzda-Modzof, erinnert sich hieran:

Damals herrschte Hunger. Viele Väter verkauften ihre Kinder. Eine Mahlzeit bestand aus fünf Hirsekörnern für jeden. Viele sind verhungert. Mein Vater hat eine Frau verkauft, die er irgendwo aufgegriffen hatte. Andere haben mehrere Personen verkauft. Für einen Sklaven bekam der Verkäufer fünf Schüsseln Hirse oder vier Ziegen. Mein Bruder hatte für einen Sklaven vier Ziegen bekommen, den hatte er auf der Straße aufgegriffen. Er

14 Das war ein Zentrum der Fulbe und liegt heute in Nigeria.

15 Es ist bemerkenswert, daß Hamajè hier wie ein Eigenname benutzt wird. Jedoch war *hamajè* wahrscheinlich die Bezeichnung für das Oberhaupt der Fulbe-Sklavenhändler in Madagali. Heute nennen viele Mafa alle ehemaligen Fulbe- oder Mandara-Sklavenräuber *hamajè*.

empfand keine Schuld, denn er hatte den Sklaven verkauft, weil er keine Hirse mehr hatte. Andere Leute verkauften jemanden, obwohl sie noch Hirse im Speicher hatten. Mein Vater versteckte uns Kinder in den Höhlen der Berge aus Angst, daß jemand uns einfangen könnte. Wenn die Mandara auf ihren Pferden irgendwo auftauchten, ging ein Signal (Drrrrrr) durch das Land. Alle Leute flüchteten sich in die Höhlen. Dort blieben wir bis zu drei Tagen, bis eben die Mandara wieder fort waren. Ich war ein Mädchen im heiratsfähigen Alter, als die Sklaverei endlich vorbei war.

Daldors Freundin war 5 Jahre alt, als die Sklaverei abgeschafft wurde. Auch sie hatte sich vor den Sklavenjägern verstecken müssen.

Zlakena erläutert:

Hamajès Leute warteten nämlich die Zeit der Feldarbeit ab, um zu Pferde die Sklavenjagd aufzunehmen. Wenn also viele Leute in der Ebene auf die Felder gingen, dann stürmten Hamajès Männer los. Sie fingen die Menschen an den leicht zugänglichen Stellen in der Ebene ein. Sobald die Leute gewahr wurden, daß die Sklavenjäger in der Ebene unterwegs waren, wurde es in allen Dörfern ausgerufen, und alle retteten sich in die Berge. Dort bewaffneten sich bisweilen die Krieger einiger Dörfer mit Schildern, Pfeilen und Bögen, um gegen die Reiter zu kämpfen und sie daran zu hindern, die Verfolgten einzufangen. Oft gelang es den Kriegern, Menschen zu retten, die sonst von Hamajès Leuten geraubt worden wären.

*Gazawa, ein Alter aus dem Dort Mendezhè, weiß von folgender Begebenheit zu berichten:*¹⁶

Hamajè praktizierte seienzeit regelmäßig die Sklaverei in allen Mafa-Dörfern. Der Sklavenhandel der Mafa unterstand den großen traditionellen Mafa-Chefs, dem höchsten Regenpriester dieser Gegend, der auch *bi Mudukwa* hieß und dem noch der *bi vrdèkè*, der Mafa-Häuptling, vorstand.

Eines Tages hatten die Leute des Hamajè viele Sklaven in den verschiedenen Dörfern des *bi Mudukwa* eingefangen. Die Leute der einzelnen Dörfer waren sehr beunruhigt über die zahlreichen Festnahmen und gingen zum *bi Mudukwa*, um sich bei ihm darüber zu beklagen, daß so viele ihrer Leute zu einem Hamajè in Madagali in die Sklaverei geraten waren. Sie wollten, daß der *bi Mudukwa* zu Hamajè ginge, um ihre Leute zu befreien. Die Leute Hamajès waren nämlich zu brutal verfahren und hatten die Sklaven mit Gewalt eingefangen und dabei die verschiedenen Dorfhäuptlinge und gar den *bi Mudukwa* übergangen, die selber ihre Sklavenmärkte unterhielten. Als der *bi Mudukwa* also Hamajè seine Angelegenheit vortrug, weigerte er sich, die Leute herauszugeben. Der *bi Mudukwa* verlangte noch einmal die Freigabe seiner Leute, doch noch immer wollte Hamajè die Sklaven nicht hergeben. Da wurde der *bi Mudukwa* zornig und rief: „Du wirst gleich sehen, was passiert!“ In diesem Moment ergoß sich ein Wolkenbruch über die Gegend. Im Nu stand das Haus des Hamajè unter Wasser. Der *bi Mudukwa* schleuderte seine Lanze, und die traf genau auf die Lanze des Hamajè. Immer heftiger fiel der Regen. Da beeilte sich Hamajè zu sagen: „Laß den Regen aufhören und nimm deine Leute, deine Lanze und meine Lanze mit dir! Geh nach Hause und verzeih mir!“ Der *bi Mudukwa* nahm also all seine Leute, die dort als Sklaven festgehalten wurden, und kehrte in sein Dorf zurück.

¹⁶ Unveröffentlichtes Feldforschungsmaterial von Gerhard Müller-Kosack 1986.

Zlakena endet seine Ausführungen:

Später, ganz allmählich, nahm der Sklavenraub ab. Eines Tages mußte der *bi Mudukwa* selber einige Personen als Sklaven bei Hamajè abliefern, weil dessen Leute an ihren Aktivitäten behindert waren.

Ndèlmè, ein Alter aus Madzof ergänzt:

Die Sklaverei wurde mit der Ankunft der Weißen in Mora und Mokolo beendet. Die Weißen verboten den Sklavenhandel und die Stammeskriege vom Augenblick ihrer Ankunft an. Selbst die Männer Hamajè kamen nicht mehr, um Sklaven zu jagen und sie nach Madagali zu bringen. Die Sklavenjagd war verboten, und wer dagegen handelte, wurde ins Gefängnis geworfen. Die Leute hatten also kein Problem mehr mit der Sklaverei. Dafür gab es schwere Hungersnöte, weil die Heuschrecken die ganze Hirse und die anderen Nutzpflanzen vernichteten. In jener Zeit verhungerten viele Leute.

Von dieser Zeit weiß auch Cived, eine Frau von etwa 85 Jahren, zu berichten:

Ich weiß von vielen Leuten, die in die Sklaverei verkauft wurden: Väter haben ihre eigenen Kinder in Notzeiten verkauft, und andere wurden mit Gewalt geraubt. Mein Onkel, der Bruder meines Vaters, hat seine Tochter verkauft. Sie war etwa in meinem Alter, vielleicht zehn Jahre alt, denn sie ging schon in den Busch, um Holz zu sammeln. Der Vater hatte mit den islamischen Händlern gesprochen und dann zu seiner Tochter gesagt: „Komm mit mir!“ Er brachte sie zu dem Händler, der sie sogleich festnahm. Ihr Vater bekam Salz, zwei Rinder und drei schwarze traditionelle Gewänder für sie. Ich hatte damals großes Mitleid mit meiner Kusine, aber ich wagte nicht, es zu zeigen oder gar zu weinen, denn sonst hätte man mich vielleicht auch als „ungezogenes Kind“ verkauft. Mein Vater war aber nicht ganz so arm wie sein Bruder. In Notzeiten konnte er immer noch ein Rind verkaufen. Mein Onkel hatte seine Tochter verkauft, obwohl sie sich nichts hatte zuschulden kommen lassen. Doch war sie seine einzige Tochter, sonst hatte er nur Söhne. Ich weiß nicht, was aus meiner Kusine geworden ist. Sie mußte gewiß Tag und Nacht arbeiten, auch bei Regen, und vielleicht wurde sie mit einem anderen Sklaven verheiratet. Sie ist nicht mehr zurückgekehrt. Ein Vater verkaufte lieber seine Tochter, weil sie ohnehin von den Eltern weggeht, wenn sie heiratet. Der Preis für eine Sklavin ist mehr als der Brautpreis. Durch den Verkauf eines Sohnes würde die Familiengröße verringert.

Die Mädchen und die verheirateten Frauen trugen damals ein Halsband aus Hühnerfedern. Das sollte eine Schwangerschaft vortäuschen, denn eine Schwangere konnte nicht verkauft werden. Die Tradition verpönte den Verkauf einer Schwangeren, wußte man ja nicht einmal, ob sie einen Jungen oder ein Mädchen trug. Ich selber bekam ein solches Halsband von meinem Vater umgehängt und später auch von meinem Ehemann, wenn ich weggehen wollte. Dann mußte ich viel trinken und essen, damit der Bauch anschwell und die Schwangerschaft glaubhaft wurde. Ich habe ständig in der Furcht gelebt, in die Sklaverei verkauft zu werden. Auch meine Mutter hatte Angst um mich und brachte mich zu ihrem Bruder. Sie fragte: „Kann das Mädchen bei dir bleiben? Denn in unserem Viertel werden viele Mädchen verkauft.“ Da im Viertel meines Onkels die Mädchen nicht so zahlreich verkauft wurden, sagte er ja, und so wuchs ich dort auf.

Als die Weißen kamen, glaubte ich zunächst, sie würden Schlimmes bringen, und wir hatten Angst vor ihnen. Doch dann merkten wir, daß sie die Sklavenjagd verhinderten. Einige Sklaven wurden sogar wieder heimgeschickt. Die Leute, die noch heimlich Sklaven verkauften, wurden ins Gefängnis geworfen, wenn man sie erwischte. Die Weißen sagten:

„Ihr braucht keine Angst mehr zu haben, ihr könnt jetzt wieder frei herumlaufen.“ So war die Ankunft der Weißen gut für unser Volk, und die Menschen haben nach so schweren Zeiten ihren Frieden wieder gefunden.

Danagai, 65 Jahre alt, erzählt:

Meine Stiefmutter, die erste Frau meines Vaters, hatte vier Kinder. Noch ehe ich auf die Welt kam, hat mein Vater eine ihrer Töchter in die Sklaverei verkauft. Mein Onkel erzählte mir, daß mein Vater eines Tages einen Preis mit dem Händler ausgemacht hatte. Dann sagte er zu dem Mädchen, daß er sie auf einen Spaziergang mitnehmen wollte. Er brachte sie geradewegs zu den Händlern. Ihre Mutter erfuhr erst etwas davon, als ihr Mann mit all den Sachen heimkehrte. Mein Onkel war sehr erzürnt darüber, denn obgleich Hungersnot herrschte, haben nicht alle Leute Kinder verkauft. Ein verkauftes Kind ist für die Familie so, als wäre es schon gestorben.

Mein Vater war ein Sklavenhändler in Magiva. Von ihm habe ich noch einen Eisenanhänger mit einem Medikament gegen Sklavenraub darin. Wurde jemand ergriffen, dann hängte er sich den um. Der Staub dieses Medikaments bewirkte, daß die Zunge so weit heraushing, daß der Sklavenhändler glaubte, der Gefangene wäre ein Hexer. Dann ließ er ihn aus Angst wieder frei. Auch einen Mundring mit Halterung für einen langen spitzen Silex, der in den Rachen stach, habe ich noch. Der wurde den Sklaven bei einem Fußmarsch in den Mund gesteckt, damit er nicht schreien konnte. Außerdem wurde die Kette daran befestigt, mit der er abgeführt wurde. Bei einer Rast wurde der Ring mit der Kette am Fuß befestigt und an einen Stein gebunden.

Fudahangwar, der älteste Mann der Gegend – er mag 100 Jahre alt sein –, vielleicht der älteste noch lebende Mafa überhaupt, hat die folgenden Erinnerungen an die Zeit der Sklaverei:

Meine Verwandten haben alle ein Kind verkauft, damit die anderen leben konnten. Meine eigene Mutter wurde von ihrem Vater in die Sklaverei verkauft, als sie ihn als bereits verheiratete Frau einmal in Hazalak besuchte. Sie hatte schon ein Kind und war mit dem zweiten schwanger. Da das gegen die Sitten verstieß, nahm der Bruder meines Großvaters eine kleine Tochter und tauschte sie gegen die Schwangere ein. Denn wenn eine Schwangere verkauft wird, bedeutet das, daß der Lebenssaft vergeudet wird, der mit der Zeugung in die Schwangere tritt. Ich bin froh, daß meine Mutter nicht verkauft wurde, denn sonst wäre ich jetzt nicht ein Mafa, sondern das Kind eines Mandara. Ich war es nämlich, mit der sie schwanger ging.

Das Haus meines Vaters war ein Sklavenmarkt. Die Leute aus den umliegenden Dörfern in den hohen Bergen brachten meinem Vater die Sklaven, damit er sie zum Sklavenmarkt Malaguzas in Ulad in der Ebene bringt, wo sie weiter an die Mandara verkauft wurden. Eines Tages, als ihm gerade drei Mädchen abgeliefert worden waren, geschah es, daß meine Mutter ihre Verwandten in Ziver besuchen wollte. Da ergriffen ihre Verwandten sie, um sie zu verkaufen. Die Leute kamen zu meinem Vater: „Hier hütest du Sklaven, während deine eigene Frau verkauft wird!“ Da nahm mein Vater eines der drei Mädchen und tauschte sie gegen seine Frau ein, die bereits in Kuyapè bei den Mandara gelandet war. Es war der Hunger, der die Verwandten dazu getrieben hatte, ihre Tochter in die Sklaverei zu geben. Sie verkauften am liebsten verheiratete Frauen, weil sie deren Arbeitskraft ohnehin nicht mehr nutzen konnten.

Wenn mein Vater Sklaven zu Malaguza brachte, bekam er Hirse, Erdnüsse und andere Lebensmittel dafür. Ich selber habe ihn öfter dorthin begleitet. Er ging ziemlich häufig, fast täglich, und hatte jedes Mal sechs oder sieben Sklaven bei sich. Die Sklaven wurden viel geschlagen. Sie wurden mit Stricken um den Hals und an den Händen gefesselt fortgetrieben, damit sie nicht fliehen konnten. Die Sklaven blieben nie lange in unserem Haus, denn wir hatten nichts zu essen für sie. Wir wollten keine Mahlzeit mit ihnen teilen. Die Heuschrecken hatten drei Jahre lang die Ernte vernichtet, und alle Leute litten großen Hunger. Die Leute aus den Bergen brachten ihre Sklaven oft heimlich zu meinem Vater. Sie wollten nicht selber zu Malaguza gehen, weil sie Angst hatten, unterwegs selber eingefangen zu werden. Mein Vater hatte niemanden aus seiner Familie verkaufen müssen, obwohl er arm war. Denn er bekam ja die Hirse für den Sklaventransport. Er betrog die Leute in den Bergen. Von dem Preis, den ihm die Mandara zahlten – es waren ausschließlich Lebensmittel in jener Notzeit –, legte er sich etwas zurück und verlangte dann von dem Rest noch seinen Anteil. Auf diese Weise wurde er doppelt bezahlt. Aber es war sehr wenig, was die Mandara damals für die Sklaven gaben. Für vier Leute zahlten sie nur eine Kalebasse Erdnüsse und eine Kalebasse Hirse. Die Leute mahlten damals während jener Hungersnot die Hirse nicht zu Mehl und kochten sie auch nicht, sondern sie weichten sie in Wasser ein und tranken das dann. Eine Kalebasse Hirse mußte für eine ganze Familie zwei Monate lang reichen. Ein jeder bekam bei einer Mahlzeit nur einige wenige Körner. Als mein Vater starb, brachten die Leute keine Sklaven mehr in unser Haus. Meine Mutter und der Bruder meines Vaters verhungerten. Ich selber ging mit meiner Frau in eine andere Gegend, wo ich als Landarbeiter überlebte. Erst später, als die Heuschreckenplage vorüber war, kehrte ich in mein Dorf zurück.

Ein mächtiger Baum, der guvdad des Malaguza, ist ein lebendiges Mahnmal an die Greueltaten, die sich in seinem Schatten abgespielt haben, damals als Malaguza in Ulad noch den Sklavenmarkt betrieb. Es war der Baum seines Hauses, in dessen unmittelbarer Nähe er damals sein Gehöft errichtet hatte. Noch heute darf niemand seine Äste als Feuerholz beschneiden, sonst würden zahlreiche Schlangen daraus hervortreten. Pekulëf, der Älteste aus einer anderen Abstammungslinie Malaguzas, dessen Vater Malaguzas Nachbar war, bringt dort alljährlich nach dem Neujahrsfest ein Tier- oder Hirsebieropfer, je nachdem wie es das Orakel vorschreibt. Bleibt das Opfer aus, dann sind die Leute in der Umgebung gefährdet. Viermal ist seit jener Zeit jemand unter diesem Baum gestürzt, weil das Opfer nicht rechtzeitig durchgeführt wurde. Doch waren die Verletzungen nicht gravierend – ein Mann hatte sich z. B. den Arm verrenkt, keiner war gestorben –, weil der Baum „immer wieder verziehen hat“. Das Opfer soll verhindern, daß der Baum noch einmal Böses an diesem Ort zuläßt. Unter diesem Baum wurden die Geschäfte mit den Mandara abgewickelt. Im Schatten seiner Äste hatte bis vor fünf Jahren der „Sklavenstein“ gelegen. Das ist eine Steinplatte mit einem Loch in der Mitte, durch das fluchtgefährdete Sklaven – häufiger Sklavinnen – gezwungen wurden, einen Fuß zu strecken. Deren Gewicht ließ den Fuß so anschwellen, daß es den Gefangenen unmöglich wurde, ihn aus eigener Kraft wieder herauszuziehen. Sollte diese Person weiterverkauft werden, dann stellte man die Steinplatte senkrecht auf und zog den Fuß unter großen Schmerzen der Betroffenen heraus. Heute ist dieser Stein zerbrochen. Ein Teil wurde in den Bau des neuen Hauses einer „fremden“ Familie aus dem Nachbardorf Mazai integriert, die sich dort gefahrlos ansiedeln konnte, weil ihre Vorfahren mit den Verbrechen des Malaguza nichts zu tun hatten. Der größere Teil dient dem Vieh als Tränke. Das große Gehöft

Malaguzas steht nicht mehr. Seine Familie existiert nicht mehr. Das Oberhaupt der neuen Familie weiß noch einiges über Malaguza zu berichten:

Malaguza war der größte und berühmteste Sklavenhändler seiner Zeit. Er hatte unermessliche Reichtümer angehäuft: Er war ein großer Landbesitzer und hatte zahllose Speicher voller Hirse, Kisten voller Geld und Kleidung, Ziegen-, Schaf- und Rinderherden. Er war mit sechs Frauen verheiratet und hatte 30 Kinder gezeugt. Was ist aus dieser großen Familie geworden? Die Leute sagen, Malaguza war ein Verbrecher, den Gott verfluchte und bestrafte, indem er seine Nachkommen tötete. Die Kinder Malaguzas starben nach und nach, im Säuglingsalter, als Kleinkinder, ja, sogar die bereits verheirateten wurden nicht verschont. Nur zwei Söhne leben noch. Einer von ihnen ist ein angesehener Händler in Maiduguri (Nigeria) geworden, der andere lebt in Ngaoundere in Zentralkamerun. Sie haben das väterliche Erbe nicht antreten können. Zur Zeit der großen Hungersnot flohen sie gemeinsam, beide noch sehr jung, damit das Schicksal ihrer Brüder sie nicht auch noch ereilte. Sie nahmen nur so viel Hirse mit, wie sie als Proviant tragen konnten. Mit Pfeilen und Bogen bewaffnet, um sich in den unsicheren Zeiten verteidigen zu können, zogen sie davon. Keiner von ihnen wollte sich auch später auf dem väterlichen Boden ansiedeln. Der Fluch lastete noch auf dem Ort.

Malaguzas Untergang war besiegelt, als er den Sklavenhandel nicht aufgeben wollte, nachdem er verboten war. Eines Tages kam ein Trupp Weißer und zündete sein Gehöft an. Seine Reichtümer gingen in den Flammen auf: seine Hirse und seine Gewänder verbrannten, das Vieh wurde niedergemetzelt. Malaguza starb vor etwa 80 Jahren allein und im Elend, ehe er alt war. Einige seiner Frauen waren bereits vor ihm gestorben, andere waren fortgegangen, als die Not in das Haus eingekehrt war. Er selber war zur Feldarbeit unfähig, denn als er noch ein reicher Mann war, hatten andere seine Felder umsonst oder für ein bißchen Hirse für den Tag bearbeitet. Doch sobald seine Macht zerfallen war, hielten sich alle fern von diesem bösen Menschen. So verhungerte er schließlich, von seinen beiden Söhnen und drei überlebenden Töchtern beweint, die in Ula, in Makandai und in Baldena verheiratet waren. Vor seinem Tode hatte Malaguza seine Untaten bereut. „Hätte ich gewußt, daß Gott mich verfluchen würde, hätte ich nicht so gehandelt“, hatte er gejammert. Sein Land fiel an seine Verwandten. Malaguzas Geist kann sich von den Opfergaben für seinen heiligen Baum nehmen, denn ein Ahnenopfer bringen seine Söhne nicht. Beide haben mit der väterlichen Tradition gebrochen und sind Muslime geworden.

In Mazai lebt, von ihrem Ehemann getrennt, Dagai, die jüngste Tochter Malaguzas. Sie erinnert sich an die Zeit der Sklaverei:

Ich war noch klein, als viele, viele Leute meinen Vater aufsuchten. Viele Erinnerungen habe ich nicht mehr. Mein Vater war zunächst sehr reich, er hatte ein Haus voller Güter, die er durch den Sklavenhandel angehäuft hatte. Als dann die Sklaverei verboten wurde, fiel er in Armut. Die Weißen hatten sein Haus angezündet. Als ich das sah – ich war damals fünf oder sechs Jahre alt –, floh ich in die Berge aus Angst, man würde mir etwas antun. Mein Vater hatte das Verbot der Sklaverei sehr bedauert, weil es ihm Armut brachte. Doch da er so viele Leute verkauft hatte, hatte ihn Gott verflucht, und die große Familie zerfiel. Fünf Jahre lang lebte er von den Gütern, die er noch hatte, ehe er verhungerte. Seine Kinder waren gestorben oder fortgegangen. Nur meine Mutter und ich waren noch bei ihm. Mein Bruder war gestorben, und meine beiden älteren Schwestern hatten nach Makandai

Makandai geheiratet. Eine von ihnen lebt noch heute dort. Meine Mutter war kurze Zeit nach meinem Vater verhungert.

Ich war damals zehn Jahre alt und blieb bei den Verwandten meines Vaters, die sein Land übernahmen. Ich litt dort sehr. Ich bekam kaum etwas zu essen und hatte nichts anzuziehen. Erst als ich heiratete, ging es mir einige Jahre lang besser. Ich bekam acht Kinder, vier Söhne und vier Töchter. Doch die Söhne starben alle. Deshalb heiratete mein Mann eine andere Frau. Er sagte: „Du kommst aus einer verfluchten Familie, weil dein Vater so viel Böses getan hat. Das Blut deines Vaters fließt auch in dir. Du hast keine Söhne. Es ist besser, wenn du gehst!“ Danach ging es mir nicht mehr gut. Mein Mann liebte mich nicht mehr und verjagte mich. Ich fand in einer Feldhütte Unterschlupf. Eine Frau fand mich dort und half mir, hier in Mazai ein Stück Land zu bekommen, wo mir mein Schwiegersohn ein Haus baute.

Meine Mutter war als Sklavin zu Malaguza gebracht worden. Ihr Bruder und ein anderer Mann hatten sie verkauft. Ich selber besuchte diesen Onkel später, solange er noch lebte. Meine Mutter hatte keinen Vater mehr, nur ältere Brüder. Sie lebte bei dem Bruder, der sie dann zur Zeit der großen Hungersnot eines Tages zu Malaguza brachte. Er hatte ihr gesagt, daß sie ihn zu jemandem begleiten sollte, um Hirse zu besorgen, die sie nach Hause bringen sollte. Bei Malaguza angekommen, wurde ihr nur gesagt, sie sollte einige Zeit dort bleiben, der Bruder würde sie bald wieder abholen. Doch er kam nie zurück. Erst später merkte sie, daß sie verkauft worden war. Da sie noch ein junges Mädchen war und Malaguza gefiel, bezahlte er dem Bruder gleich den Preis für sie und behielt sie als seine Frau. Sie bekam gut zu essen, und Malaguza liebte sie. So blieb sie also dort.

Wenn einem Mafa eine junge Sklavin, die zum Verkauf angeboten wurde, gefiel und er die Mittel nicht hatte, um sie zu kaufen, gab er ein Mädchen aus seiner eigenen Verwandtschaft in Tausch, um diese Frau heiraten zu können. Die Mafa-Männer kauften nur Sklavinnen, wenn sie sie heiraten wollten. Der Verkauf eines Mädchens brachte ja mehr ein als der Brautpreis. Mein Onkel bekam von Malaguza für meine Mutter drei kleine Schüsseln Hirse, drei Schüsseln Erdnüsse, zwei Schüsseln guineischer Sauerampfer und einen Eisenbarren aus dem Hochofen. Hätte er meine Mutter an einen Mafa-Mann verheiratet, hätte er lediglich einen Eisenbarren und ein paar Ziegen bekommen.

Mein Vater war zu der Zeit noch mit zwei anderen Frauen verheiratet. Die haben meine Mutter als ihre Mitfrau akzeptiert, denn mein Vater hatte die meisten seiner Frauen auf diese Weise gekauft. Die anderen Frauen hielten meiner Mutter bisweilen vor: „Du kennst ja nicht einmal deine Herkunft!“ Denn sie kannte ihren Heimweg nicht. Als Malaguza tot war, bedauerten seine Vettern: „Leider ist nun die Sklaverei verboten, sonst könnten wir dich jetzt verkaufen.“

Mein Vater hatte in der Nähe seines Hauses mehrere Opferplätze für die getöteten Sklaven. Denn die widerspenstigen Sklaven wurden einfach umgebracht. Darüber hinaus hatte er einen Opfertopf aus Ton für die Leute, die er im Krieg getötet hatte, denn er war ein großer Krieger. Er hatte weit über zwanzig Opfertöpfe, für jeden getöteten Sklaven einen. Mein Vater hatte mehr Frauen als Männer getötet. Ich selber habe das nie gesehen, doch habe ich gefragt, wenn ich merkte, daß da etwas los war: „Was machen die Leute dort?“ Mir wurde geantwortet: „Dort wird eine widerspenstige Sklavin getötet.“ Diese Person wurde von den Untergebenen meines Vaters auf den Platz gebracht, wo der Opfertopf stand. Dort wurde ihr zunächst die Zunge herausgeschnitten und dann erst wurde die

Kehle durchgeschnitten. Das Blut lief in den Boden. War die getötete Person eine Hexe oder ein Hexer, dann bestrich sich der Mörder Stirn und Schulter mit dem Blut der Getöteten, damit sie ihm auch später nichts mehr anhaben konnte. Hexer erkannte man an ihren besonders langen Zungen, die sie beim Schreien herausstreckten. Denn die Leute, die sich wehren wollten, ließen ihre Zungen heraushängen. Diese waren bisweilen so lang, daß sie sie um den eigenen Hals wickeln konnten. Viele Sklavenhändler fürchteten solch eine Person. Nicht aber mein Vater, der tötete sie. Die Leichen wurden in der Nähe des Sklavenopferplatzes begraben, die Zungen wurden ebenfalls in das Grab geworfen. Wer einen Sklaven getötet hatte, mußte in einer Steinplatte mit einer Vertiefung darin ein Opfer von einem Huhn und einem Medikament aus einer Wurzelknolle vermischt mit gemahlenen Erdmandeln bringen. Davon mußte er trinken, damit er keinen Blutsturz bekam. Das Medikament wurde auch in einem Eisenanhänger um den Hals getragen. Wenn jemand eine starke Blutung hatte, hieß es, sie käme daher, daß er jemanden getötet hatte.

Wenn jemand getötet wurde, hatte ich das Gefühl, daß etwas Grausames passierte. Ich fragte: „Warum wird diese Person getötet?“ Doch meine Verwandten hatten es nicht gern, wenn ich Fragen stellte. „Ist das etwa einer deiner Verwandten? Kennst du diese Person?“ So schimpften sie mit mir und schlugen mich, so daß ich später nicht mehr fragte und lieber weglief, wenn jemand getötet werden sollte.

Ich hatte Angst, die Zeit der Sklaverei könnte wiederkehren, und man könnte mich auch noch als Sklavin verkaufen. Ich hatte gesehen, wie die Sklaven gequält wurden. Den Fluchtgefährdeten zwängte man den Fuß durch den Sklavenstein. Der Fuß schwoll dann durch das Gewicht des Steines so sehr an, daß die betreffende Person auch ohne Aufsicht nicht mehr fliehen konnte. Sollte sie dann weiter verkauft werden, wurde die Steinplatte senkrecht gestellt und der Fuß mit Gewalt herausgezogen. Auch Frauen und Mädchen kamen in diesen Stein. Ich hatte Mitleid mit ihnen. Wenn viele Sklaven da waren, wurden sie zusammengekettet in einem Haus eingesperrt. Vielleicht hätte ich nicht so viel Glück gehabt wie meine Mutter, die von Malaguza geheiratet wurde, fürchtete ich. Solange mein Vater noch lebte, hatte ich keine Angst. Mein Vater schlug mich nie, er schimpfte nicht mit mir, er gab mir gute Sachen, so fürchtete ich ihn nicht. Ich wunderte mich oft, woher er all die guten Dinge hatte.

Meine beiden noch lebenden Brüder in Nigeria und in Ngaoundere kenne ich nur wenig. Mein Bruder in Nigeria war nicht mit dem einverstanden, was unser Vater getan hatte. Er kam in das Gefängnis von Mokolo, weil er eine Rinderherde gestohlen hatte. Er klagte: „Ich bin verflucht, weil mein Vater die Sklaverei betrieben hat. Ich wollte nicht stehlen, aber das Übel meines Vaters steckt in mir!“ Deshalb floh er nach Nigeria, wo er ein angesehener und reicher Mann geworden ist.

In einem anderen Viertel Ulads, am Berghang, von wo aus man weit in die Ebene von Koza blicken kann, steht noch das Gehöft des Katsakar, der ebenfalls ein Sklavenhändler war. Heute lebt hier Katsakars Sohn, ein alter Mann, der sich noch gut an die Zeit der Sklaverei erinnert:

Täglich kamen die Mandara zu meinem Vater, um Sklaven zu holen. Zwischen 40 und 60 Sklaven wurden hier wöchentlich verkauft, am häufigsten junge Mädchen und Frauen, aber auch Jungen, doch nur wenige Männer.

Der Handel hatte hier ein anderes Gesicht als im Hause des Malaguza. Die Sklaven wurden nicht in Ketten gelegt oder mit dem Sklavenstein festgehalten. Vielmehr wurden

sie mit List zum Verkauf gebracht. Als eine große Hungersnot herrschte, lockte man Leute aus fernen Orten an, die unterwegs auf der Suche nach Nahrung waren. „Im Hause des Katsakar gibt es zu essen“, hieß es, „Hirse und Erdnüsse sind reichlich vorhanden. Dort könnt ihr euch richtig satt essen.“ Beim Gehöft meines Vaters angekommen, verabreichte man ihnen eine betäubende Droge. Das Pulver einer zerstanten Wurzel – ich weiß nicht mehr welche das war – wurde ihnen in Wasser zu trinken gegeben oder in die Haut gerieben. Als dann die Mandara kamen, wurden sie weiterhin betrogen: „Geht nur mit ihnen, die Mandara werden euch für ein wenig Arbeit zu essen geben, danach könnt ihr mit Hirse wieder heimkehren.“ Während die Sklaven bei uns in ganz normalen Häusern untergebracht waren, grub man in Koza Löcher für sie, damit sie ihre Umgebung nicht sehen konnten. So war es ihnen unmöglich, sich zu orientieren und eine Flucht zu planen. Wohin diese Leute gebracht wurden, weiß ich nicht. Viele wurden weiter verkauft. Noch heute leben einige ehemaligen Sklavinnen als alte Ehefrauen bei den Mandara.

Ich selber war als Zwölfjähriger damit beauftragt, die Knaben, die verkauft werden sollten, zu beaufsichtigen. Ich gab vor, einfach so mit ihnen zusammenzuleben. Wir suchten gemeinsam Gras für das Vieh und aßen zusammen. Dafür brauchte ich keine Waffe, denn die Kinder wußten ja nichts von ihrem Schicksal. Der Sklavenhandel ging hier völlig gewaltfrei ab. Die Sklaven bekamen ja gut zu essen bei uns zur Zeit der Hungersnot. Sie blieben also freiwillig.

Die Mandara stellten die Verpflegung für die Sklaven, die vorübergehend bei uns waren. Für jeden verkauften Sklaven erhielt mein Vater zehn bis zwanzig Schüsseln Hirse oder Erdnüsse sowie ein traditionelles Gewand für jeweils zwei von ihnen, ein weißes oder ein schwarzes. Im allgemeinen blieben die Sklaven drei bis fünf Tage bei uns. Wenn sich der Verkauf verzögerte, dann verlangte mein Vater mehr. Das war häufig bei jungen Frauen der Fall, die von ihren Vätern zum Verkauf gebracht wurden. Sie wurden bis zu drei Monaten hier behalten, um sicher zu gehen, daß sie nicht schwanger waren. Denn schwangere Frauen wurden nicht verkauft, das galt als ein Verbrechen. Gott hätte es verflucht, wenn zwei Menschen auf einmal verkauft worden wären, wußte man ja nicht einmal, ob das Kind im Bauch ein Junge oder ein Mädchen war. Ich weiß von keiner Schwangeren, die verkauft worden wäre. Davor hatte man Angst. Der Ehemann hätte das Kind der Frau verlangen können, falls es ein Sohn war. Wenn bekannt geworden wäre, daß seine Frau beim Verkauf schwanger war, hätte er von der Familie seiner Frau einen Jungen oder einen Mann verlangen können, auch wenn er gar nicht wußte, ob sie nun einen Jungen oder ein Mädchen trug. Den Brautpreis konnte er von seinen Schwiegereltern zurückverlangen. Doch da der Verkauf an die Sklavenhändler mehr einbrachte als der Brautpreis wert war, verkauften viele Eltern ihre verheirateten Töchter dennoch.

Die Leute, die aus unserer Gegend als Sklaven verkauft werden sollten, brachte man nicht hierher, denn die wußten, daß hier der Markt war. Auch als mein Vater meine Schwester verkaufen wollte, ging er zu einem anderen Markt mit ihr. Er sagte nur: „Komm, wir gehen jemanden besuchen.“ Er verkaufte sie nicht, weil er arm war, sondern weil er seinen Reichtum vermehren wollte. Er wollte der Größte im Dorf werden. Da meine Mutter 18 Kinder hatte, meinte er, daß er durchaus ein Mädchen verkaufen könnte. Sie war damals 14 oder 15 Jahre alt. Meine Mutter weinte sehr, als sie davon erfuhr.

Mein Vater hatte etwas abseits vom Gehöft ein Haus, in dem er sich später vor den Mandara versteckte. Denn als zur Zeit der Weißen der Sklavenhandel verboten wurde,

nahm er zwar noch Waren von den Mandara an, lieferte aber keinen Gegenwert mehr. Da wollten ihn die Mandara töten. Einen anderen Sklavenhändler hatten sie bereits hingerichtet.

Mein Vater hat nie etwas bereut. Er war ein mächtiger Mann geworden. Da er schon mit den Mandara kollaboriert hatte, ernannte ihn der weiße Kapitän Walther zum munizipalen Dorfviertelchef. Denn er konnte zwischen den Bergbewohnern und den Autoritäten in Mokolo vermitteln. Capitaine Valdaire war persönlich in seinem Haus gewesen. Die Leute haben meinen Vater auch nie für sein Tun verurteilt. Noch heute gibt es ehemalige Sklaven in Upai oder Ziver, die sagen, wenn sie mich sehen: „Das ist der Sohn Katsakars. Er hat uns vor dem Hungertod gerettet!“ Und dann werde ich freundlich bewirtet.

Einige Sklaven sind später zurückgekehrt. Nein, sie haben sich nicht gerächt. Ein Mann namens Nduvna wurde sogar nach seiner Freilassung Dorfviertelchef, weil er bei den Mandara gewesen war und ohne Angst mit ihnen verhandeln konnte. Während der Sklaverei war es ihm gut ergangen, er hatte genug zu essen, denn er war ein Aufseher. Doch die anderen mußten hart auf dem Feld arbeiten.

Mein Vater hatte einen ganzen Sack Geld aus jener Zeit. Ein Mann wollte mir den in Yaounde eintauschen, als neues Geld aufkam, doch habe ich nie wieder etwas von ihm gehört. Von dem übrigen Reichtum meines Vaters habe ich nicht viel bekommen. Ich hatte noch sechs Brüder, die alle etwas davon erbten und von ihnen ihre Söhne. Ich war der Jüngste und bin nunmehr der einzige, der von den Geschwistern noch lebt. Was ich von meinem Vater übernommen habe, ist das Amt des munizipalen Dorfviertelchefs, das mir das Recht einräumt, die Steuern einzuziehen.

Literaturverzeichnis

- Hogendorn, J.S., 1977: "The Economics of Slave Use on Two Plantations in the Zaria Emirate of the Sokoto Caliphate". *International Journal of African Historical Studies*, 10: 373.
- Klein, Herbert S., 1983: "Women in the Atlantic Slave Trade", in: C.C. Robertson und M.A. Klein (eds), *Women and Slavery in Africa*, Madison.
- Klein, Hildegard, 1979: „Der Zentralsudan“, in: H. Baumann (ed.), *Die Völker Afrikas und ihre traditionellen Kulturen*, Wiesbaden.
- Klein, Martin A. 1983: "Women in Slavery in the Western Sudan", in: C.C. Robertson und M.A. Klein (eds), *Women and Slavery in Africa*, Madison.
- Lavergne, Georges, 1944: „Le pays et la population matakam“, *Cameroun français*, Bulletin de la Société d'Etudes Camerounaises No 7, Sept.
- Meillassoux, C., 1983: "Female Slavery", in C.C. Robertson und M.A. Klein (eds), *Women and Slavery in Africa*, Madison.
- Miers, S. und R. Roberts, 1988: *The End of Slavery in Africa*, Madison.